



Glaubenssachen

Sonntag, 26. Februar 2023, 08.40 Uhr

„Und vergib uns unsere Schuld...“
Über Chancen und Grenzen eines Neuanfangs
Von Karin Dzionara

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Die Lage ist unübersichtlich. Jemand hat sich schuldig gemacht, wagt es aber nicht, um Vergebung zu bitten. Eine andere fühlt sich schuldig, ist es konkret aber gar nicht. Und manchmal merkt man erst sehr viel später, dass man Schuld auf sich geladen hat, ohne es gewollt zu haben. Im Leben gibt es immer wieder tragische Verstrickungen. Und die Fragen nach Schuld und Vergebung wiegen schwer - im Alltag, in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Politik: Mobbing, Lügen, Verrat oder auch einfach nur wegsehen und nichts tun, die Hände in Unschuld waschen. Kein Mensch kommt ohne Schuld durchs Leben und ohne Vergebung vermutlich auch nicht - egal, ob er oder sie religiös gestimmt ist oder nicht. Doch wer vergibt uns, wenn wir schuldig geworden sind? Und warum? Sind wir eigentlich selbst bereit zu vergeben, trotz alledem? Manchmal jedenfalls erscheint es unmöglich.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat der britische Autor Ian McEwan in seinem Roman „Abbitte“ die Frage nach Schuld und Vergebung neu und anders gestellt. Er erzählt eine verstörende Geschichte: An einem heißen Sommertag, wenige Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, geraten die Gefühle außer Kontrolle, Eifersucht ist im Spiel, vielleicht auch Geltungssucht: Briony, ein 13jähriges Mädchen mit überbordender Phantasie, bezichtigt den Freund ihrer Schwester, eine junge Frau vergewaltigt zu haben. Mit dieser verhängnisvollen Lüge verändert Briony das Leben dreier Menschen, das Ende bleibt offen.

Eine Lüge, die sie nicht loslässt. Um für ihre Schuld zu büßen, arbeitet Briony als Schwesternschülerin in einem Kriegslazarett, später wird sie Schriftstellerin. Am Ende des Romans zieht die mittlerweile betagte Autorin Bilanz und leistet auf ihre Weise noch einmal Abbitte: Sie *erfindet* ein glückliches Ende für ihre Schwester und den Mann, der unschuldig verurteilt worden war.

„Es gibt niemanden, kein Wesen, kein höheres Geschöpf, an das sie appellieren, mit dem sie sich versöhnen, das ihr verzeihen könnte. Außer ihr ist nichts. In ihrer Phantasie hat sie die Grenzen und Bedingungen festgelegt.“

Ein bitterer Schluss, der zeigt, dass der Mensch auf sich selbst zurückgeworfen bleibt. Erlösung findet er bei McEwan, wenn überhaupt, in der Literatur. In seinem Roman „Abbitte“ bleibt es in der Schwebelage, ob Vergebung möglich ist. Denn der britische Autor lässt seine Protagonistin allein mit der Frage, wie diese Geschichte enden könnte.

„Ich gab ihnen Glück, doch ich war nicht so selbstsüchtig, mir von ihnen vergeben zu lassen. Nicht ganz, noch nicht.“

Doch wohin mit der Schuld, wenn sich schon der Wunsch nach Vergebung wie eine Anmaßung anfühlt? Generationen von Schriftstellerinnen und Autoren haben sich mit Schuld und Vergebung beschäftigt – mit und ohne Blick zum Himmel. Was bedeutet es, „Abbitte“ zu leisten? Fjodor Dostojewski etwa spielt diese Fragen in seinem Roman „Schuld und Sühne“ am Beispiel seines Helden Raskolnikow durch, der junge Student begeht ein nahezu perfektes Verbrechen, doch schließlich gesteht er den Mord, weil er von seinen Schuldgefühlen erdrückt wird. Dostojewski verknüpft hier religiöse und

psychologische Motive miteinander – eine Verkettung von Schuld und Sühne, Reue und Umkehr, Hoffnung und Erlösung. In der Literatur wird das Thema immer wieder durchgespielt, mit und ohne religiöse Grundierung.

Der Strafverteidiger und Schriftsteller Ferdinand von Schirach hat reale Fälle aus seinem Arbeitsalltag zu Kurzgeschichten verdichtet, in dem Band „Schuld“ erzählt er Geschichten, wie sie kaum jemand hätte erfinden können. Es geht um tragische Verstrickungen und himmelschreiendes Unglück, die weit über das hinausgehen, was sich im Gerichtssaal juristisch klären lässt. Schuld muss justiziabel sein, daran führt kein Weg vorbei. Doch wie steht es um das moralische Unrecht? Der ehemalige Jesuitenschüler fragt vor allem nach dem *Warum*, nach dem also, was sich oft nicht so einfach beweisen lässt. In diesen Geschichten nimmt die Schuldfrage plötzlich ganz andere Wendungen.

Schuld und Vergebung – auch aus theologischer Sicht geht es dabei um den Menschen in seiner Widersprüchlichkeit. So findet es sich auch in einem der Grundlagentexte der Evangelischen Kirche in Deutschland:

„Niemand ist im Blick auf sein ganzes Leben nur Täter oder nur Opfer.“

Dabei heißt es schon in der Bibel „Recht muss Recht bleiben“. Recht und Religion waren zunächst auch keine getrennten Bereiche, das Wort „Schuld“ ist sogar ein Bild aus der Finanzwelt. Ohne einen verbindlichen Rechtsrahmen können die Menschen nicht zusammenleben. Dazu gehören nicht nur die biblischen Zehn Gebote als Richtschnur oder Gebrauchsanweisung für eine Gemeinschaft, auch andere Religionen und Kulturen haben ethischer Maßstäbe entwickelt. Und doch schützen diese Regeln nicht vor Unrecht, Gewalt und Krieg. Das wird in diesen Tagen besonders deutlich. Wie aber lassen sich Leid und Unrecht bekämpfen, ohne selbst schuldig zu werden? Wo gibt es einen Ausweg, wenn Grenzen willkürlich verschoben werden und Völkerrecht gebrochen wird? Braucht die Kirche nicht gerade jetzt neue Metaphern der Versöhnung?

Während in den Gerichtssälen demokratischer Gesellschaften die herrschende Rechtsordnung gilt, wird es aus der religiösen Perspektive deutlich komplizierter:

„Dann wird erkennbar, dass mit der Tat, die vor Gericht angeklagt wird, nur ein markanter Ausschnitt eines komplexen Schuldzusammenhangs zum Vorschein kommt.“

heißt es weiter in der Denkschrift der Protestanten zum Themenkomplex „Sünde, Schuld und Vergebung aus Sicht evangelischer Anthropologie“. Zunächst haben die Opfer ein Anrecht auf Schutz und Unterstützung. Und was ist mit den Tätern und ihrer Schuld? In der Bibel finden sich viele Erzählungen, in denen Menschen Schuld auf sich geladen haben. Und dabei kommt ein Konzept ins Spiel, das ohne religiösen Bezug bedeutungslos wird: die Sünde. Ein Wort wie ein Donnerhall, das heute selbst Theologinnen und Theologen in Verlegenheit bringt. Das mag auch daran liegen, dass Sünde als großer Angstmacher über die Jahrhunderte hinweg von Kirchenkanzeln

herab gepredigt wurde – oft zum eigenen Machterhalt. In der Alltagssprache hingegen wird der Begriff gern banalisiert: Wie oft ist von Bausünden, von Diatsünden, von Verkehrs- oder Parksünden die Rede, vielleicht auch, um das Wort zu bändigen.

Schon der biblische Urmythos vom Sündenfall ist allerdings voller Widersprüche. Adam und Eva werden aus dem Paradies vertrieben, weil sie ein Verbot missachtet haben. Doch warum ist der „Baum der Erkenntnis“ mit einem Tabu belegt? Was ist so schlimm daran, von seinen Früchten zu essen? Mit dieser Grenz-überschreitung haben diese beiden ersten Menschen die Beziehung zu ihrem Gott gekappt, nach biblischer Lesart ist das eine Sünde. Was ist gut, was ist böse? Damit wird der Mensch zum Risikofaktor und muss mit den Konsequenzen seines Handelns leben, mit seiner Schuld und seiner Verantwortung für sich und andere. Das bleibt eine enorme Herausforderung, und oft ist es auch eine Überforderung.

Aber vielleicht hat der biblische Sündenbegriff auch eine befreiende Seite, denn er zielt ja gerade auf die Zerrissenheit der Menschen ab. Der Göttinger Theologe Christian Polke versteht unter Sünde eine existentielle Form der Beziehungslosigkeit. Nicht nur zu Gott, wie es für gläubige Menschen der Fall sein mag, sondern auch zu sich selbst, zu seiner Verantwortung anderen gegenüber. Er schreibt:

„Das Gefährliche an der Macht der Sünde liegt darin, dass sie die eigene Schuld nicht sehen will, allenfalls die der anderen. Das Sündige an der Schuld ist die eigene Verantwortungsverweigerung.“

Wer gar nicht erst begreift, dass er schuldig geworden ist, kann auch keine Reue empfinden – das ist eine ausweglose Situation. Sünde ist eine radikale Form der Selbstentfremdung, die lange vor der Tat, lange vor der Schuld liegt. Auch so lassen sich die alten biblischen Geschichten von Hass und Neid, von Mord und Totschlag lesen. Kain wird zum Mörder an seinem Bruder, er redet sich zunächst heraus - und findet dennoch vor Gott Erbarmen. Trotz allem. Das ist einerseits unerhört, es könnte aber auch ein Lichtblick sein, das Ende einer Gewaltspirale, ein Neustart unter anderen Vorzeichen. Auch darauf verweist der Theologe Christian Polke:

„Von Sünde und Schuld in ihrem ganzen Ernst lässt sich im Grunde nur reden, wenn man bereits in den Horizont von Vergebung und Verzeihung eingetreten ist.“

Möglich, dass es für Gott keine hoffnungslosen Fälle gibt. Doch wie steht es dabei um den Gerechtigkeitssinn? Auch hier finden sich in der Bibel widersprüchliche Beispiele, das bekannteste ist wohl das Gleichnis vom verlorenen Sohn: Da kommt jemand reuevoll zurück, der sehr weit weg war, der sein Erbe verprasst und nichts mehr zu geben hat. Ein Gescheiterter. Aus Liebe nimmt ihn der Vater mit offenen Armen wieder auf, obwohl der andere Sohn geblieben ist und ein erfolgreiches Leben führt. Das ist auf den ersten Blick alles andere als gerecht. Doch diese merkwürdige Geschichte kann auch ein Trost sein: Es gibt Dinge, die sich nicht eins zu eins verrechnen lassen. In der Theologie ist heute oft vom „Möglichkeitssinn“ die Rede, von einem Spielraum für das Unergründliche.

Im „Vater unser“, dem zentralen Gebet der Christinnen und Christen, heißt es „...und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“, hier verschränken sich die Perspektiven. Warum soll ich jemandem vergeben, der mir Unrecht getan hat? Dem Feind, der mich und andere angreift, dem Ehemann, der seiner Frau und den Kindern Gewalt antut, der Freundin, die mich hintergangen hat, der Kollegin, die mich beim Chef angeschwärzt hat? Diese Bitte ist zugleich eine Zumutung, denn auch hier klingt die Frage nach der Gerechtigkeit an. Die Verse aus dem „Vater unser“ haben auch die Alltagsmoral stark beeinflusst.

In der Theologie ist manchmal sperrig von der „Erlösungsbedürftigkeit“ des Menschen die Rede, konkret gemeint ist damit die Begrenztheit des Menschen, der einfach nicht alles selbst machen kann. Aber was bedeuten Schuld und Vergebung, wenn der Glaube nicht mehr trägt? Welche sozialen Mechanismen greifen dann? Wut, Groll und Verletzungen können krank machen, auch Schuldgefühle lasten oftmals schwer auf der Seele.

Psychologen und Psychotherapeuten beschäftigen sich mit komplexen Vergebungsstrategien, inzwischen hat man sogar den „Faktor Religion“ als Kraftquelle und spirituelle Ressource wiederentdeckt. Aktuelle Forschungen* haben ergeben, dass der Glaube den Patientinnen und Patienten helfen kann, besser mit Schuld und Vergebung umzugehen – mit dem eigenen Versagen oder auch mit dem Leid, das ihnen angetan wurde. Offensichtlich gibt es hier Brücken zwischen Medizin und Theologie. Auch die Psychoonkologin Monika Renz setzt sich in ihrem Klinikalltag mit dem Prozess von Schuld und Vergebung auseinander. Am Ende stehe oftmals die Versöhnung. Sie schreibt:

„Versöhnung ist ein sperriges Wort. Es beinhaltet mehr als ein Sich-Arrangieren mit den Anderen und etwas anderes als bloße Strategie.“

Die Aufarbeitung von eigener Schuld und die Bereitschaft zur Vergebung werden meist lange Zeit verdrängt, kurz vor dem Tod bekommen sie jedoch oft noch einmal eine besondere Bedeutung. Die Schweizer Psychologin gehört zu den Pionierinnen der Spiritual-Care-Bewegung:

„Vergebung und Versöhnung sind Durchbruch. Sie haben Torfunktion. Und sie sind im Grunde vom Tod oder von der Hoffnung auf etwas radikal Neues im Leben (...) her zu denken.“

Für religiöse Menschen können Rituale und Gebete eine entlastende Funktion haben, nach christlicher Tradition zählt dazu neben dem Gottesdienst auch die Beichte. In der katholischen Kirche gehört sie zu den sieben Sakramenten, heute spricht man lieber vom „Sakrament der Versöhnung“. Doch dieses Ritual ist bei vielen Katholikinnen und Katholiken in Vergessenheit, wenn nicht gar in Misskredit geraten. Mit der Beichte verbinden die meisten Gläubigen heute wohl eher Unbehagen, Nervosität, auch Angst und Machtmissbrauch. Richtig verstanden könnte das christliche Versöhnungsritual gleichwohl vielleicht sogar eine Chance für die moderne Seelsorge sein – ein Losprechen von Schuld statt der Zementierung von Schuldgefühlen bei den Gläubigen.

Wobei das Ritual der Beichte das Gespräch zwischen den Menschen, die betroffen sind, nicht ersetzen kann.

Vergeben und vergessen – so einfach ist das eben nicht. Denn was geschehen ist, lässt sich nicht ungeschehen machen. Nur wer begreift, dass er schuldig geworden ist und dafür die Verantwortung übernimmt, kann andere um Vergebung bitten. Vergeben heißt auch nicht vergessen. Mit einem lapidaren „sorry – tut mir leid“ ist es längst nicht getan. Doch wer kennt sich selbst gut genug, um mit seinen Gefühlen klarzukommen? Dieses Problem kannten schon die alten Beterinnen und Beter in der Bibel. So heißt es in Psalm 139:

„Herr, du erforschest mich und kennst mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. (...) Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz; prüfe mich und erkenne, wie ich´s meine.“

Eine Expedition oder Forschungsreise in ganz persönliche Seelen-landschaften – heute spricht man lieber von Gewissens-erforschung oder auch innerer Instanz als Gradmesser der eigenen moralischen Integrität. Die Philosophin Susanne Boshammer beschäftigt sich mit den Chancen und Grenzen dessen, was verzeihen oder – tiefer gehend – auch Vergebung bedeuten kann:

„Wer um Verzeihung bittet, spricht nicht nur über sich selbst, seine moralischen Überzeugungen und seine Gefühle. Er liefert sich dem anderen in gewissem Sinne aus und unterstellt sich dessen Autorität.“

Die Professorin für Praktische Philosophie an der Universität Osnabrück hat beide Seiten im Blick. Denn Vergebung bedeutet Beziehungsarbeit, es ist ein wechselseitiger Prozess – für denjenigen, der um Vergebung bittet und für die oder den, der bereit dazu ist oder auch nicht. Schließlich hat auch niemand einen Anspruch darauf, dass ihm vergeben wird. Wer Unrecht erfahren hat, kann selbst entscheiden, ob er die Entschuldigung annimmt und in welcher Form. Das muss nicht zwangsläufig zur Versöhnung führen, oftmals aber zur Klärung der Situation, schreibt die Philosophin:

„Nicht jeder hat ohne Weiteres eine zweite Chance „verdient“. Im Gegenteil: Es kann durchaus angemessen sein, jemanden deutlich spüren zu lassen, dass wir ihm sein Verhalten verübeln oder ihm gegebenenfalls sogar dauerhaft das Wohlwollen entziehen.“

Sprecherin:

Verzeihen oder Vergeben – das ist keine Zauberformel und auch kein Allheilmittel, meist lässt sich das ohnehin nur von Fall zu Fall entscheiden. Selbst auf Kirchenkanzeln wird nicht mehr ausnahmslos von Vergebung gepredigt. Allein vor dem Hintergrund der Verbrechen während der Nazizeit wäre dies nur schwer zu vermitteln. Auschwitz bleibe uns anvertraut, hat es der Schriftsteller Siegfried Lenz Ende des 20. Jahrhunderts formuliert. Mit dieser Schuld in Frieden zu leben, bleibe eine Illusion.

Schwierig wird es auch, wenn die Kirche als Institution selbst zur Schuldigen wird. So haben die Missbrauchsskandale das Vertrauen nicht nur von Christinnen und Christen bis ins Mark erschüttert. Niemand weiß, wie lange es dauern wird, bis alle Schuld konkret benannt wird oder Wunden vernarben.

In moralischen Extremsituationen stößt die Vergebungsbereitschaft der Menschen an ihre Grenzen. Vergeben bleibt deshalb das Vorrecht der Betroffenen und Opfer. Loslassen können - dem anderen bewusst die Macht über das eigene Leben zu entziehen, das kann ein Befreiungsschlag sein. Oft ist es ein langwieriger Prozess, der Zeit braucht und Geduld. Vielleicht ist es auch eine Frage der Haltung. Wie kann man seinen inneren Frieden finden, also versöhnt sein mit sich und anderen, vielleicht auch mit seinem Gott? Für die Philosophin Hannah Arendt ist Vergebung ein Akt der Humanität, ein Schritt, der es erlaubt, uns gegenseitig von den Folgen unserer Verfehlungen zu entbinden. Von Mensch zu Mensch. Ihr wird folgender Satz zugeschrieben:

„Wenn wir vergeben, wird nichts mehr so sein, wie es war. Wer vergibt, ist danach ein Anderer – und wer um Vergebung bittet, ebenfalls“.

Vergebung ist die Chance, noch einmal neu anzufangen. Vergeben ist kein Muss, sondern ein möglicher Weg, allein das kann schon ein Trost sein.

* * *

Zur Autorin:

Karin Dzionara, Kultur-Journalistin Hörfunk und Print, Themenschwerpunkt: Dialog zwischen Kunst und Kirche - im Theater, in der Literatur, der Bildenden Kunst und der Musik.

Literaturhinweise:

Susanne Boshammer: „Die zweite Chance. Warum wir (nicht alles) verzeihen sollten“, Hamburg 2020

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD): „Sünde, Schuld und Vergebung aus Sicht evangelischer Anthropologie“. Ein Grundlagentext des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. Leipzig 2020

Paraskevi Mavrogiorgou, Georg Juckel*: „Vergebung und Seelenruhe – ein spirituell-therapeutischer Prozess“, Spiritual Care 2022, <https://doi.org/10.1515/spircare-2021-0086>.

Monika Renz: „Versöhnung und Vergebung. Wie Prozesse der Befreiung im Leben und im Sterben möglich werden“, Freiburg 2019